

## Der alte Steinbruch

„Kindheitserinnerungen aus dem Teutoburger Wald“

von Ingo Denart

Ich weiß gar nicht mehr, warum der Steinbruch unterhalb der Grotenburg der „alte“ Steinbruch genannt wird. Möglicherweise liegt es einfach daran, dass er - gefühlt - schon immer da war. Vielleicht ist dies aber auch schlicht dem Umstand geschuldet, dass sich keiner mehr an die Zeit erinnert, in der dort Steine gebrochen wurden. Ich vermute, dass Ende des 19. Jahrhunderts dort jene Felsquader, mit denen der Sockel des Hermannsdenkmals errichtet wurde, aus dem Fels gehauen wurden. An seinem Grund liegen noch heute Steine aller Größen, vom Kieselstein bis hin zu riesigen Findlingen, die inzwischen von Moos, Farnen, Sträuchern und kleinen Bäumen überwuchert werden. Die Natur erobert allmählich diesen Ort, den ich auch zu den Stätten mit dieser ganz besonderen Atmosphäre zähle, für sich zurück.

Aus dem Heidental führen mehrere Wege zur Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal hinauf. Der alte Steinbruch liegt etwas abseits von dem von Wanderern am wenigsten genutzten Weg, welcher zwar am kürzesten aber deswegen auch am steilsten ist. Fast senkrecht erheben sich die Felswände rings um den kleinen Kessel des Steinbruchs in die Höhe und nur wenige Lichtstrahlen erreichen seinen Grund. In südlicher Richtung liegt, hinter Sträuchern und Brombeerranken versteckt, der Eingang zur Talsohle, der aus den Felsen, die hier nur wenige Meter hoch sind, herausgebrochen wurde. Ich war schon lange nicht mehr dort und bin gespannt, wie es dort heute aussieht. Früher war der Eingang jedenfalls kaum zu erkennen und die meisten Wanderer liefen ahnungslos daran vorbei. Erst weiter oben führte der Weg dann an der Südseite, der höchsten des Steinbruchs, vorbei und gewährte einen Blick in die Tiefe.

Andi und ich entdeckten ihn in einem schneereichen Winter. Der Schnee blieb mehrere Wochen lang liegen, und fast täglich waren wir mit unseren Schlitten unterwegs. Eine der beliebtesten Abfahrten führte vom Parkplatz am Mufflonkamp hinab zum Tretbecken. Hiddesen war früher ein Kneippkurort; Sebastian Kneipp, ein bayerischer Priester, entdeckte für sich die Heilkraft des frischen Wassers. Er war an Tuberkulose erkrankt, badete daraufhin täglich wenige Augenblicke in der eiskalten Donau und wurde wieder gesund. In jenem besagten Tretbecken gibt es zwei Wasserbecken, die vom ebenfalls kalten Heidenbach gespeist werden.

Das größere Becken ist für das Wassertreten gedacht. Eine kleine Treppe führt in das etwa knietiefe Wasser. Von dort bewegt man sich langsam im Storchenschritt, wobei die Füße abwechselnd ganz aus dem Wasser gehoben werden sollen, am Rande des Beckens entlang bis zur Treppe zurück. Das Wasser ist so kalt, dass es beinahe schmerzt, daher legen die meisten Wassertreter die letzten Meter eher im hastigen Stech- und nicht im gemächlichen Storchenschritt zurück.

Das kleinere Becken dient als Bad für die Arme. Auch dieses wird durch das eiskalte Wasser gespeist. Hier taucht man die Arme abwechselnd bis zu den Ellenbogen für wenige Sekunden in das Wasser. Auf einem Hinweisschild stand, dass man beide Anwendungen - also Wassertreten und Armbad - keinesfalls kombinieren und dazwischen einen Zeitabstand von zwei Stunden einhalten solle, da

ansonsten Kreislaufprobleme auftreten können. Natürlich war ein solches Verbotsschild für Andi und mich geradezu eine Aufforderung, das Gegenteil zu tun. Die Kreislaufprobleme ließen natürlich nicht lange auf sich warten, aber dies ist eine andere Geschichte, und ich komme wieder mal vom eigentlichen Thema ab.

Vor dem Tretbecken war ein kleiner Bewegungsparcours errichtet worden, wo man sich nach dem Wassertreten wieder aufwärmen konnte. Zwischen Tretbecken und diesem Parcours lag eine Wiese, an welcher der Weg vom Parkplatz am Mufflonkamp über eine aus runden Holzbohlen errichtete Treppe endete. Unterhalb der Wiese führte der Nachtigallenweg entlang, an dessen vom Tretbecken abgewandten Seite der Hang steil hinab zu einem Zweig des Heidenbachs abfiel. Genau dies war unsere „Hausrodelbahn“: Man startete am Mufflonkamp, wo man auf dem noch nicht steilen Weg allmählich Fahrt aufnahm, dann ging es immer schneller in weiten Kurven hinab, bis man mit ordentlich Schwung über die Bohlen der Holzstiege ratterte, wo man von jeder Stufe ordentlich durchgeschüttelt wurde. Auf der Wiese beendete man dann die Fahrt - zumindest die meisten. Andi, noch einige andere Waghalsige und ich bremsen jedoch nicht ab, überquerten in voller Fahrt den Nachtigallenweg, fuhren unter dem Holzgeländer hindurch, welches die Kurgäste vor einem Sturz den steilen Hang hinunter zum Bach bewahren sollte, und rasten den steilen Hang hinunter in den Bach. Meist gelang es uns, vor Erreichen des Wassers vom Schlitten abzuspringen, doch oft genug kehrten wir auch mit nassen Hosen und Schuhen und blau gefrorenen Lippen am Abend nach Hause zurück.

Bald wurde uns das „normale“ Rodeln jedoch langweilig. Immer wieder dachten wir uns darum neue Möglichkeiten der Abfahrt aus: Wir fuhren zu zweit oder einzeln auf dem Bauch, dann setzte sich sogar noch einer oben drauf, wir fuhren in einer Kette, wobei wir die Schlitten mit den Kordeln verbanden, an denen sie sonst gezogen wurden, und auch rückwärts ging es hinab - je verrückter, desto besser. Dennoch verlor diese Schlittenbahn allmählich für uns ihren Reiz. Zum einen sprach sich die Strecke in Hiddesen herum, immer mehr kamen hierher zum Rodeln, zum anderen waren Treppe und Bach keine Herausforderung mehr, die Abfahrtszeit erschien uns einfach viel zu kurz. Eine andere, längere und steilere Strecke musste her. So kamen Andi und ich auf die Idee, auf dem direkten und steilen Weg zum Hermannsdenkmal hinauf nach einer neuen Abfahrt zu suchen. Neben meinem Elternhaus führt der Weg bergan über die Heidentalstraße hinweg in den Wald hinein, wo er sich immer steiler hinauf in einigen Kurven am Steinbruch vorbei windet. Der Steinbruch war dort nur durch einen Stacheldraht gesichert, der an morschen Pfosten befestigt war. Der Weg war hier nur noch sehr schmal und im Sommer musste man über Baumwurzeln hinweg steigen, die im Winter freilich von Schneewehen bedeckt waren. An der Nordseite des Steinbruchs bog er dann in einer Art Steilkurve wieder Richtung Hermannsdenkmal ab, es folgte die steilste Stelle dieser Strecke. Der besondere Reiz lag darin, an dieser Stelle die Kurve zu bekommen, da man ansonsten vermutlich den wackeligen Zaun mit seinem Schlitten zu durchbrechen und die steilen Felswände des Steinbruchs hinab zu stürzen drohte.

Es dauerte eine Weile, bis diese Strecke eingefahren war. Der Schnee war zunächst hoch und locker, und anfangs waren die Fahrten eher stockend, weil lockere Steine oder Äste, die vom Schnee verdeckt wurden, den Schwung abrupt unterbrachen. Doch nach und nach traten wir beim Hinaufziehen der Schlitten den

Schnee immer fester, störende Steine und Äste wurden entfernt, so wurde die Bahn schneller und schneller. Ein ums andere Mal kamen wir dem Stacheldrahtzaun am Rande des Steinbruchs bedenklich nahe, wenn wir die Kurve nicht richtig nahmen. Und diese Momente häuften sich, umso schneller die Strecke wurde. Es kam, wie es kommen musste: Andi und ich saßen am Startpunkt kurz unterhalb des Hermannsdenkmals auf unseren Schlitten. Der 20 Minuten währende Aufstieg forderte eine kurze Verschnaufpause. Unser Atem hing in kleinen Wölkchen in der kalten Winterluft. Vor uns senkte sich der Weg steil hinunter zum Steinbruch, der von hier aus durch kleine Fichten verdeckt wurde, die sich unter der Last des Schnees bis fast auf den Boden hinab neigten. Die Sonne glitzerte auf dem festgetretenem Schnee, es war ein herrlicher Wintertag - bis hierhin zumindest.

Andi beschloss, die nächste Abfahrt auf dem Bauch liegend zu absolvieren. Er wollte der Abfahrt den nächsten „Kick“ entlocken und all mein Zureden, davon abzulassen, konnte ihn nicht umstimmen. Wie immer wischte er meine Angst mit einem Lachen beiseite, legte sich bäuchlings auf seinen Schlitten, stemmte die Fäuste in den Schnee, holte ordentlich Schwung (was angesichts der steilen Abfahrt völlig überflüssig war) und stieß sich ab. Ich ließ ihm einige Sekunden Vorsprung, jagte ihm aber früher als sonst hinterher, denn mein Bauchgefühl sagte mir, dass etwas geschehen würde.

Bereits nach wenigen Metern hatte ich ordentlich Tempo aufgenommen. Der Weg schnitt sich in leichten Kurven wie eine Bobbahn durch die schneebedeckten Hügel. Andi verschwand gerade hinter der nächsten Kurve, er war noch viel schneller als ich, da er im Gegensatz zu mir, der ich gehörigen Respekt vor der Kurve am steilen Abhang des Steinbruchs hatte, nicht ständig die Fahrt abbremste und nur hier und da mit den Füßen die Fahrtrichtung korrigierte. Als ich die nächste Kurve nahm, war er schon nicht mehr in Sichtweite. Plötzlich erklang kurz vor mir, wo sich genau jene besagte Kurve befand, ein Schreckensschrei, da sauste ich auch schon um die Kehre. Andi stand - ohne Schlitten - mitten auf der Fahrbahn. Aber wo sollte er auch hin? Neben ihm der felsige Abgrund auf der einen und die steile Böschung auf der anderen Seite des Wegs. Ich war einfach zu früh losgefahren und er hatte gar keine Zeit mehr, sich in Sicherheit zu bringen. Wäre ich weitergefahren, hätte ich ihn mit voller Fahrt erwischt und ihm sicher die Beine gebrochen. Alles geschah in Bruchteilen von Sekunden. Mir blieb nichts anderes übrig, als vom Schlitten zu springen. Ich rutschte noch einige Meter den Weg entlang. Auch so riss ich ihn von den Beinen, aber der Aufprall war nicht ganz so heftig, wie er mit dem Schlitten gewesen wäre.

Benommen lag ich im Schnee, Andis Winterstiefel im Gesicht und hörte in der Ferne das Bersten von Holz: Mein Schlitten hatte das gleiche Schicksal wie Andis Gefährt ereilt; er war unter dem Stacheldraht hindurch gesaust, in hohem Bogen über den Abgrund geflogen und in der Tiefe an einem der Findlinge am Grund des Steinbruchs zerschellt. Andis Lachen riss mich aus meinem Schrecken. Er hatte die Kurve nicht bekommen und war wie ich gerade noch rechtzeitig in allerletzter Sekunde von seinem Schlitten abgesprungen, der - wie sich noch zeigen sollte - nur noch als Brennholz taugte. Mir war nicht zum Lachen zumute. Mein Schlitten war Schrott, das stand fest. Meine Eltern verdienten keine Reichtümer, und so schnell würde ich keinen neuen bekommen. Ganz abgesehen davon, was mich erwarten

würde, wenn ich anstelle meines Schlittens mit einem Arm voll Kleinholz nach Hause käme.

Vorsichtig schoben wir uns auf allen vieren an den Abgrund heran und spähten nach unten. Der Flug unserer Gefährte hatte zwei, drei Bäume gestreift und sie auf diese Weise von ihrer Schneelast befreit. Von den Schlitten war jedoch nichts zu sehen. Ich mochte mir gar nicht ausmalen, was mit mir passiert wäre, wenn ich noch auf meinem Schlitten gesessen hätte!

Auf der gegenüberliegenden Seite entdeckten wir aber in diesem Moment den Eingang zu dem Kessel. Brombeeren und Sträucher waren unter der Schneedecke begraben. Auch dort bogen sich die kleineren Fichten unter ihrer weißen Last, so war der Einschnitt in der Felswand gut zu erkennen.

Natürlich wollten wir in Erfahrung bringen, was aus unseren Schlitten geworden war. So stakten wir auf den vom Schrecken noch wackeligen Beinen um den Steinbruch herum auf die andere Seite und betraten den Kessel. Majestätisch erhoben sich vor uns die steilen Felswände, deren Vorsprünge überall mit Eis bedeckt waren. Ringsherum lagen Findlinge und Felsbrocken, die vereinzelt von Schneewehen fast verdeckt waren. Einige Nebelfetzen hielten sich hartnäckig in diesem Kessel, dessen Felsen hoch oben in das Licht der Sonne getaucht wurden, welches aber nicht in die Tiefe zu uns hinab reichte.

Wir mussten nicht lange nach den Überresten unserer Holzschlitten suchen. Andis Schlitten war einige Meter weiter geflogen, aber beide waren nach dem Fall aus mehr als dreißig Metern geborsten, die Metallverstrebungen waren aus den Hölzern gebrochen, die Kufen verbogen, die hölzernen Sitzflächen zersplittert. Hier hätten auch wir liegen können, mit ebenso zerschmetterten Knochen. Mir lief eine Gänsehaut den Rücken hinab, was sicher nicht nur der Kälte zugeschrieben werden konnte aber auch nicht allein dem Unglück, dem wir nur knapp entgangen waren. Dieser Ort strahlte eine mystische Atmosphäre aus, die uns sofort in ihren Bann zog.

Andi musterte die Felswände um uns herum. „Ob man dort wohl hinaufklettern kann?“

Das war wieder typisch. Gerade waren wir mit dem Schrecken davon gekommen, da war er schon auf der Suche nach neuen Abenteuern.

„Bist Du verrückt? Schau dir doch mal das brüchige Gestein an! Und überall ist der Fels vereist. Willst du dir unbedingt den Hals brechen? Dann hättest du auf deinem Schlitten vorhin sitzen bleiben sollen!“

Andi nickte beschwichtigend, aber mir entging nicht, wie er leise vor sich hin murmelte: „Im Sommer ...“

So endete diese Schlittenfahrt. Ich kehrte mit meinem demoliertem Schlitten nach Hause zurück. Natürlich gab es deswegen tüchtig Ärger, aber die Vorstellung meiner Mutter, was sonst hätte passieren können, überwog. So galt ihr Zorn eher meiner Unvernunft als dem, was von meinem Schlitten übrig geblieben war. Aber meine Befürchtung, dass es für diesen Winter keinen neuen Schlitten geben würde,

bestätigte sich leider, und auch Andi erging es nicht anders. Zwar hätten seine Eltern ihm ohne weiteres einen neuen Schlitten bezahlen können - jedoch - es gab keine mehr! Aufgrund dieser langen Schneeperiode waren die Holzschlitten überall ausverkauft und nicht mehr zu bekommen. Und die neumodischen Plastikbobs, die damals auf den Markt kamen, hätten unserer Beanspruchung auch nicht lange standgehalten.

Da standen wir beide nun - ohne Schlitten. Und ein Ende der schneereichen Witterung war nicht in Sicht. Aber Not macht bekanntlich erfinderisch und an Erfindergeist mangelte es uns wahrlich nicht. Ich hatte in diesem Jahr zu Weihnachten Skier geschenkt bekommen. Irgendein unbekannter Gönner hatte sie in der Nacht zum Heiligabend vor unserem Haus an die Garage gestellt. Aber ich konnte nicht Ski fahren und in unserer Gegend bot sich auch höchstens Langlauf an. Mit diesen Skiern habe ich später einen Versuch gestartet, der leider nicht gut ausgegangen ist. Aber auch das ist eine andere Geschichte, die ich vielleicht ein anderes Mal erzähle, bevor ich wieder vom Thema abkomme. Jedenfalls waren die Skier die Wiege unserer neuen Idee: Wenn ich schon nicht Ski fahren wollte, warum aus den Skiern keinen neuen Schlitten bauen?

Andi war sofort Feuer und Flamme. Seiner Meinung nach waren aber meine Ski zu schade, um sie in irgendeinen Schlitten zu verwandeln. Doch Andi bewohnte mit seinen Eltern das alte Forsthaus im Heidental. Dort in der alten Scheune waren einige „Schätze“ versteckt - unter anderem auch ein uraltes Paar Ski und diverse alte Möbel, darunter auch Holzstühle. Daraus wollten wir unseren neuen Schlitten bauen. Von zwei alten Stühlen kürzten wir kurzerhand die Stuhlbeine. Bei dem einen Stuhl wurde etwas weniger, bei dem anderen etwas mehr von den Beinen abgesägt, so dass man auf einem etwas tiefer saß, als auf dem anderen. Unter die Stuhlbeine schraubten wir nun die Skier. Der niedrige Stuhl kam nach vorne, der etwas höhere nach hinten, so dass der hintere Pilot über den vorderen hinweg schauen konnte. Da die ganze Konstruktion noch sehr wackelig war, wurden Stühle und Skier noch mit diversen Querleisten stabilisiert. In der Scheune stand sogar noch eine alte Kloschüssel aus Keramik. Doch so witzig wir das auch fanden, sie ließ sich nicht vernünftig auf den Skiern montieren. Letztendlich blieb es bei den Stühlen, und das Gefährt bekam noch einen „Finish“ aus diversen Lackresten.

Optisch war das Gerät der Knaller, doch bei einer ersten Probefahrt auf einem Hang mit leichtem Gefälle stellte sich heraus, dass es beinahe unlenkbar war. Dafür war es schlicht und ergreifend zu lang und zu schwer. Es musste eine Strecke her, die möglichst breit war und wenig Kurven aufwies. Schließlich entschieden wir uns für die Straße, die hinauf zum Bielsteinsender führte. Der Schnee auf ihr war bereits festgefahren und für unser Vorhaben ideal. Fast eine ganze Stunde benötigten wir, um unseren „Skitten“, wie wir das Ding kurzum getauft hatten, zum Bielstein hinaufzuziehen. Andi nahm hinten und ich vorne Platz. Ich stellte die Füße auf die Skibretter, Andi dagegen war für Bremsen und Lenken verantwortlich.

Die ersten Meter rutschten wir nur langsam die Straße hinab. Es hatte zu tauen begonnen, diverse Splittsteine bremsten unsere Fahrt und brachten das Gefährt aus der Bahn. Doch später wurde die Straße durch Bäume beschattet; hier war die Schneedecke noch dicker, so dass wir immer mehr Fahrt aufnahmen. Es war eine Riesengaudi, die leider abrupt und für immer beendet wurde.

Wenn man die Bielsteinstraße hinab fährt, erhebt sich linker Hand der steile Hang zur Kanzel hinauf, rechts geht es beinahe ebenso steil ins Ochsenal hinab. Wir waren inzwischen schnell - zu schnell - unterwegs und näherten uns einer der engeren Kurven. Der Schnee war so hart, dass Andi vergeblich seine Füße in den Boden rammte, um unserem Gefährt eine neue Richtung zu geben. Wir schleuderten daher gegen die sich zur Kanzel erhebende Böschung, der Aufprall warf unseren Skitten zurück auf die Straße - nur dass wir jetzt rückwärtsfahren, und zwar immer noch so schnell, dass an Lenken nicht zu denken war. Andi rief zwar immer: "Nach rechts, nach rechts!!!" Aber ich war mir nicht sicher, ob er nach rechts in Fahrtrichtung oder nach rechts in Blickrichtung meinte. Es war ohnehin gleichgültig: Egal, ob ich meinen Fuß rechts oder links in den Schnee rammte, unserem Vehikel war das völlig schnurz; es fuhr schlicht weiter geradeaus - geradewegs auf den Abhang Richtung Ochsenal zu. Und was soll ich noch sagen? Nur Fliegen ist schöner! So schossen wir rücklings über den Straßenrand und den Abhang hinweg! Einen Moment genossen wir das Gefühl der Schwerelosigkeit, bevor wir - glücklicherweise - den Kontakt zu unserem Skitten verloren: Andi hob nach rechts und ich nach links ab, während unsere Eigenkonstruktion unbeirrt geradeaus weiterflog, bis eine mehr als zwanzig Meter hohe Buche ihren Flug ... und ihre Form ... jäh beendete. Unser Skitten rammte ihren mächtigen Stamm und zerbrach an Ort und Stelle.

Andi lag - wie so oft nach solchen Aktionen - lachend auf dem Boden. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir meine Brille im Schnee wiederfanden und er sich wieder beruhigte. „Wir haben ja noch deine Skier und ein paar Stühle sind in der Scheune auch noch übrig. Vielleicht bekommen wir das Klo ja doch irgendwie montiert?“ waren seine ersten Worte. So war und ist er halt: Nie aufgeben, immer nach vorn sehen und Angst ist ein Fremdwort.

Doch zu einem Neubau unseres Skittens kam es dann nicht mehr. Über Nacht setzte Tauwetter ein und beendete diesen unglaublich langen und schneereichen Winter. Ich werde ihn nie vergessen.

Zurück zum Steinbruch. Natürlich war es Andi mehr als Ernst, die Felswände des Steinbruchs hinaufzuklettern. Im Frühjahr war es dann soweit, und natürlich wollte ich meinen besten Freund bei dieser halsbrecherischen Aktion nicht alleine lassen.

Wir kehrten in den Steinbruch zurück. Ich wollte es zunächst mit einer der kleineren Felswände nahe dem Eingang zum Kessel probieren, aber Andi wäre eben nicht Andi, wenn er sich nicht gleich die steilste und höchste Wand vorgenommen hätte. Ohne Seil oder ähnliche Kletterhilfen - von Turnschuhen einmal abgesehen - kletterten wir die Kalksteinwand hinauf. Bereits nach wenigen Minuten hatte Andi schon deutlichen Vorsprung. Mit den Händen suchten wir die nächste Felsspalte oder irgendetwas, an dem man sich hochziehen konnte, um dann einen Fuß nachzuziehen und erneut irgendwo Halt zu suchen. Es war verrückt, im höchsten Maß leichtsinnig und im Prinzip hochalpin: Ein Fehltritt hätte tödliche Folgen haben können. Wir kletterten weiter und wenn es nicht weiter ging, wichen wir so weit nach rechts oder links aus, bis sich ein neuer Weg hinauf bot.

Gerade suchte ich mit meiner Hand nach dem nächsten Halt. Mein ganzes Gewicht ruhte auf einem Fuß, der auf einem kleinen Felsvorsprung stand, als dieser

unter meinem Gewicht nachgab und plötzlich abbrach. Der Schreck durchfuhr wie eine glühende Pfeilspitze meine Gedärme als ich fast senkrecht in die Tiefe schlidderte, bis ich wieder auf einen Felsvorsprung traf, der zwar meinen Fall bremste, aber wiederum unter mir wegbrach. Steine prasselten herab als ich auf einem weiteren, etwas größeren Felsvorsprung endlich zum Liegen kam. Sämtlichen Schutzengeln dieser Welt ist es zu verdanken, dass ich mir bis heute nichts gebrochen habe, von einem Daumen in einer Autotür und einem Zeh bei einer übersehenen Zeltleine mal abgesehen. Ich hatte mir zwar die Knie und Ellbogen aufgeschlagen und blutete aus etlichen Schürfwunden, aber etwas Schlimmeres ist mir damals nicht passiert, obwohl ich etwa 15 Meter in die Tiefe stürzte. Und auf diese Weise entdeckte ich eine Art Höhle im Fels, die von unten nicht zu sehen war. Sie war nur wenige Meter tief, aber man konnte darin stehen und sie bot vor Wind und Wetter ausreichend Schutz.

Unser nächstes Hauptquartier war gefunden! Die Höhle befand sich nur wenige Meter über dem Grund der Talsohle und war mit ein wenig Klettern gut und gefahrlos zu erreichen.

Hier verbrachten wir mit Freundinnen und Freunden viele romantische Sommerabende am Feuer, welches auf dem kleinen Plateau vor der Höhle entfacht wurde. Über der Glut brieten wir oft Würstchen und Marshmallows oder backten Kartoffeln in Alufolie, tranken heimlich Bier, rauchten Zigaretten und lauschten nach Einbruch der Nacht dem Schrei des Steinkauz oder beobachteten in hellen Nächten die Fledermäuse, die aus ihren Verstecken in unerreichbaren Höhen aus und einflogen. Es waren die stillen Momente in unserer sonst eher aufregenden Kindheit und gerade diese genoss ich am allermeisten. Selbst Andi hatte es aufgegeben, die steilste Wand zu erklimmen. Es war, als hätte er die übernatürliche Aura dieses Ortes anerkannt.